

HERMENEUTISCHE BLÄTTER

1 • 2003

EXTRA

Institut für Hermeneutik
& Religionsphilosophie
Theologische Fakultät
Universität Zürich

Thematisches

Editorial: Aussen und Innen <i>Philipp Stoellger</i>	3
Extra(neus) <i>Pierre Bühler</i>	4
Heilvolles Up and Down Die christologisch-soteriologischen Extra-Touren des Johannesevangeliums <i>Markus Anker</i>	9
Das »Aussen« der »Heiligen Schrift« Hermeneutisch-theologische Überlegungen <i>Martin Poettner</i>	14
»Extra nos« Zur Externität christlicher Existenz <i>Hans-Peter Grosshans</i>	22
Theologische Aussenansichten <i>Ralph Kunz</i>	27
Plädoyer für eine symbolische Gestaltung unklarer Verhältnisse <i>Petra Bahr</i>	34
Sine extra nulla salus Der sinnliche Sinn von Innen und Aussen <i>Philipp Stoellger</i>	38
Draussen vor dem Gesetz Marginalien zu Kafkas Türhüter-Parabel <i>Andreas Mauz</i>	48

Tagungsberichte

- Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik der Religion I: 61
»Pragmatistische und semiotische Ansätze«
Andreas Hunziker / Andreas Mauz
- »Krisen der Subjektivität – und die Antworten darauf« 68
Ein gelungenes Experiment
Philipp Stoellger

Aus dem IHR

- Tagungsreihe »Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik 70
der Religion«
- Ankündigungen 71
- Nachrichten aus dem ZKH 72
- Impressum 73

Editorial: Aussen und Innen

Philipp Stoellger

Aussen und innen gehören zu den Grundfiguren unseres Lebens wie oben und unten oder links und rechts. Ohne sie hätten wir Orientierungsprobleme, und deshalb können wir auf diese Figuren nicht verzichten. Nur *wie* wir sie gebrauchen, ist entscheidend.

Im Alltag gibt es damit wenig Probleme. Oder wenn es sie gibt, liegt ein Problem vor, das wir mit Hilfe solcher Unterscheidungen bearbeiten – uns im Leben orientieren. So auch im Leben des Glaubens. Wenn das Innen kritisch wird, das Innen meiner Selbst oder das Innen, das die Welt ist, beginnt die Suche nach einem Aussen, nach einem neuen Selbst, einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Dieser hoffnungsvolle Gebrauch des Aussen ist für gewöhnlich unproblematisch. All die Metaphern für das extra nos, vom verheissenen Land bis zur neuen Erde, vom brennenden Dornbusch bis zum Kreuz, sind orientierende Figuren, die die Welt ordnen, in der wir leben – und selber nicht der Ordnung bedürfen.

Aber es gehört zu den Aufgaben der Theologie, nicht nur der hermeneutischen, die Ecken und Kanten, die Grenzen und Überschreitungen der religiösen Rede auszuloten. Wenn beispielsweise das Aussen nur ein gesuchtes wäre – könnte das gefundene allenfalls eine passende Entsprechung sein. Die Erfüllung wäre nur ein Gesuchtes, mehr nicht.

Das Aussen, von dem der Glaube lebt, ist offenbar mehr als nur die Passung zur Suche. Es erfüllt nicht nur, es übersteigt und verändert sie. Extra ist in der Theologie ein Ausdruck für das »donum superadditum« – für das Moment an der Gabe, die den Tausch überschreitet. Es zeigt an und erinnert an das Unvorhergesehene und Unvorhersehbare, an das Überraschende und Erwartungswidrige.

Damit wird es allerdings auch immer wieder fraglich. Was soll diese metaphysisch klingende Externität? Ist das Beharren auf dem Extra nicht nur ein metaphysischer Restbestand, eine Chimäre, die uns nur in die Irre führt und die Weltlichkeit der Welt vergessen lässt? Das kann vorkommen und wäre sicher ein *abusus* des extra. Aber der enthebt bekanntlich nicht vom rechten *usus* dieser Orientierungsfigur. Dazu mögen die folgenden Blätter hermeneutische Hilfe geben.

Sine extra nulla salus

Der sinnliche Sinn von Innen und Aussen

Philipp Stoellger

»Haben Sie sich selbst schon als reinen Geist kennengelernt?

Nein. Das bedeutet, dass Sie und ich nur über ein Aussen Zugang zu uns selbst haben. Ich bin für mich selbst ein Aussen.«

J.-L. Nancy

Eine Differenz des Lebens

Der Dual von Innen und Aussen ist eine Grundfigur unserer Orientierung, eine Differenz, ohne die wir schwerlich leben könnten. Sine extra nulla vita. Und das schon in ganz elementarer Hinsicht: Kann das Leben doch erst einen Anfang machen, wenn sich ein Innen gegenüber einem Aussen abgrenzt: indem eine molekulare Grenze entsteht, die das Innen vor dem Aussen schützt und eine kleine Eigenwelt im Innen abgrenzt, wie wir es von der Zellmembran kennen.

Wir leben nicht nur *mit* dieser Differenz, wir leben in elementarer Hinsicht auch *von* ihr. Denn diese Grenze ermöglicht eine Ordnung im Innen gegenüber der Unordnung im Aussen. Schon als Grenze ist sie der Anfang der Ordnung, von der das Leben zehrt. Das heisst allerdings auch: ohne Ausschliessungen und ohne Einschliessungen keine überlebensnotwendige Grenzziehung. Auch wenn alles »inklusive« sein soll – muss dabei etwas ausgeschlossen werden, draussen bleiben, sonst würde es lebensgefährlich für uns.

Keine Ordnung also ohne solch eine Grenze. Fraglich ist nur, wie scharf die sein darf. Eine duale Differenz muss keineswegs dualistisch verfasst oder verstanden werden. Denn Innen und Aussen grenzen aneinander – und am Ort dieser Berührung gibt es ein »Zwischen«, sei es ein Niemandsland, eine Grenzstation oder auch nur der hauchdünne Übergang.

Grenzverkehr

Auch wenn sie sicher nicht alles ist, was wir zum Leben brauchen, ohne die Innen-Aussen-Differenz können wir jedenfalls nicht überleben – genauer gesagt ohne ein abgegrenztes Innen und ohne ein ausgegrenztes Aussen. Ein System ohne Umwelt wäre eine sandige Insel in der Wüste, eine wandernde Sanddüne. Die Unentbehrlichkeit der Innen-Aussen-Differenz zeigt demnach eine lebensnotwendige Relation an, die auseinander hält und aufeinander bezieht, was *für uns* oder von innen aus notwendig ist: ein Aussen, in, mit und von dem sich leben lässt.

Aber nur wenn diese Grenze auch einen geregelten Grenzverkehr zulässt, kann das Leben anfangen und weitergehen. Die Grenze muss in beide Richtungen durchlässig sein, sonst wäre sie nur so etwas wie eine Tonschicht im Gestein, wasserundurchlässig, aber keine Grenze des Belebten.

Wäre die Grenze also absolut, das Aussen ein schieres Aussen ohne jede Relation zum Innen, wäre das für uns gleichgültig: extra nos et nihil ad nos. Vielleicht wie Ausserirdische, die wir ebensowenig erreichen könnten wie sie uns – noch nicht einmal Jenseits unseres Horizonts, sondern nur noch abseitig. So wie es abwegig wäre, nach ihnen zu suchen, ein Holzweg der wissenschaftlichen Phantasie. Aber solch ein »schieres Aussen« scheint dennoch zu faszinieren, zumindest wenn es unerreichbar bleibt – und Raum bietet für ab- oder umwegige Phantasien, auch religiöser Art.

Sinne als Grenzposten

Für den Grenzverkehr zuständig sind vor allem die Sinne, alle fünf, oder alle sechs, wenn man die Selbstwahrnehmung, das Spüren oder den Gemeinsinn als einen eigenen Sinn zählen möchte. Die Sinne sind im Grossen, was die »semipermeablen«, die halbdurchlässigen Zellwände im Kleinen sind: Schwellen, Übergänge oder Fenster, durch die man hinaussehen und hineinschauen kann. Übergänge, an denen geregelt wird, was reinkommt und was draussen bleibt. Und was die Sinne für den Leib, wäre der »innere Sinn« für die Innenwelt von Verstand, Vernunft und Einbildungskraft, für das Denken, die Erinnerung und die Imagination. Was wir in unsere Gedankenwelt einlassen, ist auch nicht alles mögliche, sondern nur manches. Das, was in unseren Horizont passt oder was ihn erhellend erweitert.

Die inneren und äusseren Grenzen kennen also Grenzwächter, die den Grenzverkehr regeln. Ob diese Wächter allerdings militärisch organisiert sind? Einst meinte man, der Geist des Menschen herrsche über die Sinne, oder die Vernunft mit ihren Kategorien und Regeln leiste das, oder schliesslich das Ich, wenn nicht sogar das Über-Ich. Solche Modelle der Herrschaft über die Grenze sind der Normalfall. Sie machen eine übliche oder eine gewünschte Ordnung vorstellig – und folgen dem Sinn der Sinnlichkeit: Sie orientieren sich an der Innen-Aussen-Differenz, mit der prekären Pointe, das Aussen in der Regel für gefährlich zu halten, potentiell immer für lebensgefährlich und daher als der Überwachung bedürftig.

Das mag seinen elementaren Grund in der Erfahrung von Verletzung haben, der des eigenen Leibes oder des Lebensraumes. Wenn die hauchdünne Grenze unseres Lebens, die Haut, verletzt wird, blutet es. Und sofort beginnt die Arbeit der Grenzziehung: Die Grenze wird wiederhergestellt, auf dass die Haut sich wieder schliesst, bis nur noch eine Narbe an die Grenzverletzung erinnert. Ist Blut eine der grossen Metaphern für Leben, zeigt es die Verletzung des Lebens an – und wie verletzlich seine schützende Grenze ist. Ein gefrorenes Leben oder ein »plastiniertes« blutet nicht, denn es lebt nicht mehr.

Berührung

Nur wenn an der Grenze von Innen und Aussen etwas aneinander grenzt, sich berührt und doch nicht vermischt, wenn es geschieden ist, aber doch stets miteinander, dann geht uns das Aussen etwas an, es berührt uns so, wie wir an es rühren. Die Berührung des einen vom anderen ist eine seltsame Verdopplung des Aussen. Es wird im Innen gespürt und bleibt doch draussen – auf beiden Seiten.

Wenn uns unser Aussen derart nahe geht und steht, dann begleitet es uns stets. Auch wenn es eine geregelte Durchlässigkeit der Grenze des Leibes gibt – und werden diese Regeln verletzt, ist der Leib in Nöten – ist sie doch nie überschreitbar. Wir kommen nicht aus unserem Leib heraus, ebensowenig wie wir über unseren Schatten springen können.

Aber während man manche Gehäuse des Daseins verlassen kann, die Kleider wie das Haus, geht das mit dem eigenen Leib nie und nimmer. Alle Techniken der Leibüberschreitung bleiben an den Leib gebunden: Die Wege der Reflexion und der Einbildungskraft

mögen in fremde Welten führen – und bleiben doch drinnen. Die Techniken der Meditation bis zur Ekstase, bis zum Welt- und Selbstverlust bleiben doch an ihr Woher gebunden – bis zur Rückkehr, der ein schmerzhafter Weg zurück sein mag, in die Höhle des leiblichen Selbstseins.

Man kann zwar Techniken und Medien bemühen, die die Reichweite ausdehnen, aber das bleibt immer nur eine Expansion des Innen. Wenn Medien – von der Schrift über das Geld bis zu den audiovisuellen Kapiolen – immer auch Körperextensionen sind, braucht es Anwesende, die das Abwesende wahrnehmen. Sonst wäre es wieder extra nos und nihil ad nos, ein Rauschen im Äther, aber nichts, was wahrgenommen würde.

Weil wir unseren Leib nie auf dem Weg zurücklassen können – bleibt uns nur, ihn mit auf Reisen zu nehmen. Denn die Reisen der Reflexion, der Einbildung und Erinnerung im Lesen, die Träume der nächtlichen Phantasie bis in die Spiele des Virtuellen sind Spaziergänge am Horizont und darüber hinaus, bei denen unser Leib immer dabei ist. Und er setzt diesen Horizontüberschreitungen von Zeit zu Zeit Grenzen, der Lust und Unlust, der Ausdauer und des Mutes.

Sinn der Sinnlichkeit

Der Sinn der Differenz von Innen und Aussen stammt aus der Sinnlichkeit – dort hat sie ihren ursprünglichen Sitz im Leben. Und so ist sie Beispiel für die Genese von Sinn aus der Sinnlichkeit, exemplarisch für die Genese eines Orientierungssinns unseres Daseins. Auch wenn die unabsehbare Vielfalt der Innen-Aussen-Varianten das vergessen lässt. Von dieser Herkunft hat sie auch ihren gleichsam universalen Charakter. Kein Leben ohne diese Differenz. Daher ist sie selbstredend auch nicht spezifisch für das humane Dasein.

Aber wohl nur der Mensch macht aus dieser Differenz des Lebens eine allgegenwärtige Orientierungsfigur. Der Sinn der Sinnlichkeit bekommt eine Eigendynamik nach Innen und nach Aussen – und das mit Erfolg. Denn diese Unterscheidung ist so plausibel, ja trivial, dass sie ohne grosse Schwierigkeiten allüberall angewendet werden kann. Alles ist voll von Übertragungen dieser Differenz. Jede Grenze, jede Schwelle und jeder Übergang orientiert sich damit. Aber diese Übertragungen produzieren Paradoxe.

Schichten und Falten

Die Gehäuse unseres Daseins sind geschichtet, jedes grenzt an das nächste. Das fängt Innen an und geht im Aussen weiter, von der Kleidung zum Zimmer, der Wohnung bis zum Haus und seiner Tür. Wer hinein gelassen wird ins geschützte Innen, der ist zu Gast. Er kommt von draussen, und dorthin kehrt er zurück. Nur für eine Zeit ist er bei uns, für eine kurzweilige Zeit, bis er wieder geht.

Diese Zwiebelschichten mögen miteinander unser Dasein bilden, die Welt, in der wir leben. So wie sie aneinander grenzen, sind sie doch voneinander unterschieden. Sonst wäre etwas nicht in Ordnung – mit unserem Körper, unserer Wohnung oder den weiteren Sphären unseres Daseins.

Nur ist solch ein ›ptolemäisches‹ Schichtenmodell des Daseins etwas zu schlicht: Schon unser Körper ist nicht geschichtet, sondern eher gefaltet, ›kompliziert‹, voller Ein- und Ausschlüsse. Mit den Kleidern steht es ähnlich, sie sind gefaltet, verbergen, enthüllen, schliessen aus und ein, im leiblichen und im sozialen Sinn. Und die weiteren Gehäuse des Daseins haben Fenster, Schwellen, Übergänge und damit mancherlei Öffnungen, ohne die wir ersticken würden.

Im Innern des Körpers vervielfältigt sich diese Grenze unzählige male. Jede Zelle und jedes Organ wiederholt diese Grenze. Alles voller Falten und Schichten, und jedesmal wieder ein Innen und ein Aussen. Das Prekäre an dieser Differenz ist schon am Ursprung des Leibes – dass sie allüberall auftritt, sich vervielfältigt und kompliziert, ein- und ausfaltet. Und dann wird es paradox, wie in den Falten, bei denen ein Aussen plötzlich im Innen ist. Ist sie ursprünglich eine Differenz von Belebtem und Unbelebtem, tritt sie auf beiden Seiten immer wieder auf. Jedes Ding grenzt an ein anderes. Jeder Körper an einen anderen. Und fängt man erst einmal mit dem Denken an, wird es unüberschaubar: ein Denken als das innerste Innen des Lebens? Und im Denken? Lauter Wiederholungen dieser Ein- und Ausfaltungen, Implikationen, Explikationen und Komplikationen.

Da fragt man sich, an welcher Innen-Aussen-Differenz man sich denn orientieren soll. Gibt eine das Mass für die Lebensführung oder für das Denken? In jedem Fall wäre das ein *übertragener* Gebrauch, der den Sinn der leiblichen Orientierung für andere Horizonte gebraucht. Auf der Suche nach einem massgeblichen Innen und Aussen ergeben sich zwei Grenzwerte, an denen sich ganze Geistesgeschichten orientierten: an einem innersten Innen und einem äusser-

sten Aussen. Aber was wäre das? Und wie würde man dessen ansichtig?

Reise ins Innen

Auf der Suche nach einem letzten Innen wie nach einem letzten Aussen verwickelt man sich unvermeidlich in Paradoxe. Wie auf der Reise zum ›Mittelpunkt der Erde‹ sind die Reisen zum Innersten meiner selbst abenteuerlich: Von der Welt abgewandt fällt auf dieser Reise der eigene Leib zur Last. Er mag dann als lästiges Gepäck gelten, als blosser Körper, der uns stört – und ›weggedacht‹ oder vergessen werden sollte. Selbst wenn der Verdrängung das gelänge, wird es danach nicht weniger schwierig. Die ganzen sinnlichen Eindrücke wird man schwerlich los. Die Erinnerungen und gemachten Erfahrungen sind allenfalls ein Sprungbrett für die Einbildungskraft auf der Suche nach dem Innen. Und wenn diese äusserste Konzentration auf das Innen gelänge – wo käme sie an ihr Ziel? Beim ›Ego‹? Bei einer Seele oder dem reinen Geist? Sucht man nach unserem Innersten, könnte es sein, dass es einem wie den Gralsrittern ergeht. Ein Innen nach dem anderen scheint dann ›eigentlich‹ nur ein Aussen des innersten Innen zu sein. Aber wo führt das hin? Mystik und Meditation sind Reiserouten auf der Suche danach – und finden doch vor allem Störungen, lästiges Aussen, das sie hinter sich lassen wollen. Aber endet diese Reise irgendwo? Irgendwo anders als im Absturz oder in der Vergeblichkeit?

Auch wenn man es auf modernen Reiserouten versucht, mit der Neurophysiologie beispielsweise, kommt die Reise nicht ans ersehnte Ziel. Jemandem ins Hirn zu schauen, ist sicher aufschlussreich – aber man sieht sicher nicht sein Innerstes, sondern allenfalls ein Flackern der Nervenzellen. Nun folgt aus der Vergeblichkeit der Suche nach einem innersten Innen keineswegs, was manche meinen: ›kein Innen‹, als wäre da gar nichts. Die Naturalisten und Physiologen könnten einem nahelegen, da wäre doch nichts, was nicht auch von aussen sichtbar wäre. Aber dass es kein Innerstes geben mag, heisst nicht, dass wir ›ohne Innen‹ leben könnten. Nur ist dieses Innen nicht rein und transzendent – sondern das leibliche Innen. Mit dem eigenen Leib verschwände auch das gesuchte Innen. Der Leib bleibt – der Leib, der als lästiges Aussen gilt bei den Suchern nach dem Innersten. Daher rührt auch das Bekenntnis zur ›leiblichen Auferstehung‹ – sine extra nulla salus.

Reise ins Aussen

Es gibt der Suche nach dem Innersten entsprechend auch die Schubumkehr der Orientierung – nicht die Abgrenzung gegen das Aussen mit reflexiven, imaginativen oder paramilitärischen Mitteln, sondern der Aufbruch, die Sehnsucht nach einem letzten Aussen. Nur – auch dabei geht es nicht selten darum, den Leib doch endlich oder wenigstens zeitweise los zu werden. Der Leib als das Aussen, mit und von dem wir leben, erscheint dann schlimmstenfalls als Gefängnis der Seele, die sich so gern über ihn erheben würde auf ihren ersehnten Himmelsreisen.

Die Techniken der Entleiblichung sind so vielfältig wie vergeblich, denn ohne Leib kein Selbst. Also werden es Techniken der Entselbstung und der vermeinten Überschreitung des irdischen Lebens. Die Suche nach dem Jenseits ist so gesehen eine Suche nach dem Jenseits des Leibes. Und kaum überraschend begegnet man auf dieser Reise ins Äusserste den Reisenden auf der Suche ins Innerste. Beide versuchen vom *hic et nunc* loszukommen, die Diesseitigkeit des *hoc est corpus meum* hinter sich zu lassen.

Wenn man die Vergeblichkeit dieser Sehnsucht erkannt und anerkannt hat – wird man andere Reiserouten wählen, um nach draussen zu kommen. Was uns vor aller Reflexion berührt und bedrängt, das Aussen, das an unseren Leib grenzt – versucht die Reflexion zu fassen und zu verstehen. Nur wenn die zugreift »mit den Mitteln des reinen Denkens« – entzieht sich das Aussen. Es wird zum Entzugsphänomen – mit entsprechenden Entzugserscheinungen.

Aussen im Innen

Spätestens seit Descartes ist dieser prekäre Entzug eine Qual des Denkens: Wie an die Aussenwelt herankommen – wenn wir doch immer innen bleiben, nicht aus uns heraus können? Dieses Dilemma liesse sich auf zwei Abwegen auflösen: Die einen meinen, mittels der Kausalität das Problem zu lösen. Das Aussen wirke kausal auf uns und wir auf es. Dann wird der Leib zum Körper unter Körpern, das Innen wird »naturalisiert« und übrig bleibt nur noch die Fiktion eines Innen. Die anderen meinen, man sollte doch endlich von der fixen Idee eines Aussen ablassen. Das sei ohnehin nur konstruiert. Übrig bleibt dann nur noch die Fiktion eines Aussen.

Wer die Neuzeit mit Descartes beginnen lässt, erbt dieses Problem mit dem Verhältnis von Innen und Aussen, das vielgequälte Problem

der »Aussenwelt«. Wenn ich mir meiner selbst gewiss bin im Denken, ist vielleicht ein unerschütterliches Fundament entdeckt – aber der Rest der Welt entschwindet in Ungewissheit. Dass »da draussen« etwas oder gar jemand ist, kann nur durch das Nadelöhr der Selbstgewissheit erkannt werden. Die Realität der Aussenwelt ist dann ein Problem, ein in dieser Konstellation wohl unlösbares. Nur ein Aussen im Innen konnte bei Descartes die Brücke schlagen zur Aussenwelt: Die Idee Gottes im Innersten meiner selbst vermag die Realität der Aussenwelt zu verbürgen. Und dabei ist er doch ein Aussen gegenüber meiner Innenwelt und der physischen Aussenwelt – ein Aussen jenseits unseres Innen-Aussen. Fehlt diese Vermittlung, weil in der Selbstmeditation keine Idee Gottes mehr gefunden wird, fehlt die Bürgschaft für die Aussenwelt. Das Aussen wird dann in prekärer Weise zur blossen Projektion des Innen.

Gegen eine cartesische Dichotomie von Innen und Aussen hilft offenbar nur eine Vermittlungsfigur, die das Auseinanderdriften dieser Sphären verhindert. Zwischen den genannten Reduktionsformen bleibt dem Denken wohl nur die reflexive Wiederholung der Innen-Aussen-Differenz im Innen. Das gedachte Aussen steht dann stets unter Einbildungsverdacht und provoziert Prüfungen – nicht am nackten Aussen, sondern an den Wahrnehmungen der Anderen. Das Aussen wird so verdoppelt in ein inneres und ein äusseres Aussen. Ähnlich wie sich schon das äussere Aussen verdoppelte in eines, das im Verhältnis steht zum Innen und eines, das das Innen nichts angeht, völlig fern ist.

Der zu erwartende Einwand lautet dann, dass in der Reflexion auf die Differenz von Innen und Aussen diese Grenze überschritten werde. Dass für das Denken also die Grenze überschreitbar sei, so wie die Phantasie die Wirklichkeit zu überschreiten vermag, ebenso wie die Erinnerung oder die Erwartung die Grenzen der Gegenwart überschreiten. Das wäre die kritische Version dessen, was Ekstater und Jenseitsreisende seit jeher versuchten: aus ihrem Leib herauszukommen ins Jenseits, die Grenze des Innen endlich zu überspringen, um das Aussen zu erfahren und von dort her das Innen hinter sich zu lassen oder zumindest neu zu sehen.

Die vor- oder nachkritischen Praktiken der Grenzüberschreitung zeigen jedenfalls ebenso wie die spekulativen Versionen, dass die Innen-Aussen-Grenze provoziert, zur Überschreitung reizt. Als wäre das Innen nicht genug, lockt das Aussen, so wie eine Landschaft, die

man nur durch ein Fenster sieht. Aber ist in der Reflexion die Grenze überschritten? Die Grenze vom Innen des Leibes zum Aussen der Umwelt jedenfalls nicht. Auch die kritische Orientierung hat mit einem Paradox zu leben: Das Aussen ist nur im Innen gegeben, aber im Innen ist nie das Aussen gegeben, nie das Aussen, wie es unabhängig von uns sein mag.

Expansion des Innen

Dieses Paradox einfach aufzulösen scheint weder nötig noch wünschenswert. Zum einen zeigt es einen wünschenswerten Mangel an Selbstgenügsamkeit. Man könnte ja meinen, das Aussen, mit und von dem wir leben, den Leib, haben wir stets bei uns. Mehr brauchen wir nicht. Die Leibfetschisten, die vor allem Körperpflege betreiben, würden des Aussen ermangeln in ihrer Selbstgenügsamkeit.

Selbst sein wollen und des Aussen ermangeln ist die eine Fehlform. Die verwandten Irrläufer wären die, die nicht Selbst sein wollen und nur aufs Aussen aus sind. Beide verlieren die Spannung, die zum Leben in der Differenz von Innen und Aussen gehört. Und ohne diese Spannung kann es schnell leblos werden.

Die theologische Antwort auf die Fehlformen lautet, ausser sich selbst werden – und von dort her neu auf sich zurückkommen. Wenn das nicht nur ein dialektisches Spiel sein soll, ist dieses Aussen des ausser sich allerdings riskant: Ob wir dort selbst werden oder vergehen, ob es uns freisetzt, auf uns selbst zurückzukommen – all das ist nicht im voraus festgelegt. Die Ein- und Ausgänge des Aussen sind vielfältig und vielspältig. Davon zeugen manche Abwege und Abstürze.

Nichts ausser Zeichen?

Der Weg der kritischen Verdopplung der Aussenwelt im Innen birgt allerdings Risiken. Er provoziert eine ungeheure Ausdehnung dieses Verdopplungsraumes: des Innen der Erkenntnis und seines produzierten Aussen der Techniken und Medien. Die Umwelt kann zu einer grossen Projektionsfläche werden, einer Höhle des selbstentworfenen Aussen. So entwickeln sich Kulturen und mit ihnen die Religionen. Sie sind ›Weisen der Welterzeugung‹ oder, weniger demiurgisch, der Weltgestaltung.

Exemplarisch für diese Welterzeugung ist die kulturelle Form der Texte, der Textwelten, in denen ein Aussen erinnert und imaginiert wird. Und nicht nur ein Aussen, sondern viele, lauter einst wirkliche oder mögliche Welten, in denen man lesen, leben und reisen kann. Im Lesen dieser Welten – als einer Metapher für das Leben – kann man selbst werden und sich selbst verlieren. Sie sind Medien des extra, Formen der Externität, in denen wir uns überschreiten, indem wir überschritten werden. Auch wenn wir uns die Textwelt im Lesen einverleiben, geht sie nicht in uns auf. Sie bleibt aussen und damit anderen zugänglich.

Aber – die Texte als Geländer des Lebens können genauso selbstgenügsam werden wie der Körper für die Leibfetschisten. Textwelten als schreckliches oder schönes Aussen können die Leser auch verschlingen, in die Selbstgenügsamkeit des Lebens im Lesen führen – bis zum Vergessen des Aussen oder bis zum Aufgehen darin. Die Horizontverschmelzung wäre solch eine Fehlform.

Dass Texte stets mit Texten verstrickt sind, Zeichen stets auf Zeichen verweisen, ist so unvermeidlich – wie ungenügend. Als würde das Leben im Lesen kein Aussen mehr kennen, als dasjenige, das es sich lesend einverleibt. Dann würde das Aussen der Textwelt zur blossen Expansion meiner selbst. Dann wäre nichts ausser Zeichen. Und das würde leblos werden. Es bliebe nur der Leser mit seinen Selbstverlängerungen, mit den medialen Extensionen seines Körpers.

Dagegen könnte das genannte Paradox helfen: Das Aussen ist nur im Innen gegeben, aber im Innen ist nie das Aussen gegeben. Es hilft gegen jedes Aufgehen in der Gegenwart des Gegebenen, gegen die Selbstgenügsamkeit eines erweiterten Innen. Ohne Aussen wäre es auf Dauer doch etwas trostlos. Denn sine extra nulla vita und sine extra nulla salus.

— Dr. Philipp Stoellger ist geschäftsführender Oberassistent des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie.